# Schwarze Perlen.

Kriminalroman von August Weißl.

(14. Fortsetzung und Schluß.)

Entsetzt beugte sich Silberstein über die Ohnmächtige. Um Gottes willen, was sollte er mit der Frau tun?

Er klingelte und befahl dem Dienstmädchen: „Laufen Sie hinunter ins Bureau und telephonieren Sie der Rettungsgesellschaft, sie soll sofort herkommen!"

Alsbald hörte man auch schon den langezogenen Pfiff des Rettungswagens.

Ein junger Arzt stieg aus und wollte ins Haustor huschen. Da trat ihm ein eleganter Herr in den Weg.

„Pardon, lieber Herr Doktor, auf ein Wort —"

„Ah, Sie sind's, Herr Baron!"

„Ja, ich bin's. Nicht wahr, Sie sind zu Silberstein gerufen worden?"

„Allerdings. Eine Dame soll ohnmächtig geworden sein."

„Ich dachte mir's", murmelte Sphor. „Bitte gestatten Sie, daß ich Sie begleite."

„Dienstlich oder privat, Herr Baron?"

„Fassen Sie es auf, wie Sie wollen. Eigentlich bin ich dienstlich hier."

„Bitte, Herr Baron, dann darf ich ja selbstverständlich keinen Einwand erheben."

Silberstein kam dem Arzt schon ins Vorzimmer entgegen, blieb aber überrascht stehen, als er Sphors ansichtig wurde.

„Oh, der Herr Baron! Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

„Das werden Sie schon hören", antwortete Sphor abweisend und winkte dem Arzt mit den Augen.

Silberstein öffnete die Tür und ließ den Arzt eintreten. Sphor und er selbst folgten.

„Die Sache schien nicht gefährlich. Der Arzt hielt Mary ein Fläschchen unter die Nase. Nach einigen tiefen Atemzügen streckte sich Mary und schlug die Augen auf. Verwundert blickte sie im Kreise umher. Plötzlich erkannte sie Sphor. Mit einem Ruck richtete sie sich ganz auf und streckte ihm beide Hände entgegen:

„Retten — Sie mich, Sphor! Retten Sie mich — vor diesem — Unmenschen!"

Sphor warf dem Geschäftsmann einen vernichtenden Blick zu und antwortete: „Beruhigen Sie sich, Baronin. Ich werde mit Herrn Silberstein die Angelegenheit schon ins reine bringen."

Mary sank mit einem tiefen Seufzer in die Sofaecke zurück.

Der Arzt verabschiedete sich. Mary Sphor und Silberstein blieben allein zurück. Der Geschäftsmann hatte noch kein Wort gesprochen. Mary faßte die Hand Sphors und drückte sie.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund?"

„Bitte, bitte, liebe Baronin. Legen Sie sich jetzt hin. Ich habe etwas mit Herrn Silberstein zu besprechen. Eine Stunde der Ruhe wird Ihnen gut tun. Ich hole Sie dann ab und bringe Sie nach Hause. Herr Silberstein", wandte er sich an den Geschäftsmann. „Sie werden so freundlich sein, mich in ein anderes Zimmer zu führen, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Silberstein durchschritt einige Zimmer. Im Speisezimmer blieb er stehen.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Baron — bitte!"

Mit diesen Worten griff er nach einem alten grünen Fauteuil.

„Setzen Sie sich auch, Silberstein. Es wird besser sein, wenn wir die Sachlage in Ruhe besprechen."

Der alte Geschäftsmann zog einen Stuhl zum Fauteuil des Barons und setzte sich. Gespannt blickte er den Kommissar an.

„Also zunächst: Wie kam es zu diesem Unfall?"

Sphor deutete nach dem Zimmer, in dem sich Mary befand. Silberstein zuckte mit den Achseln: „Gott, Herr Baron, Sie können sich doch denken. Die gnädige Frau Baronin war sehr aufgeregt. Und da ich ihre Wünsche nicht gleich erfüllte, wurde sie halt ohnmächtig. Mein Gott, das kommt ja bei so feinen Damen oft vor."

„Wissen Sie daß der Frau Baronin auch gestern ein Unfall zugestoßen ist? Und zwar unmittelbar nach Ihrem Besuche in Rodenstein."

Der Alte warf einen raschen Blick auf sein Gegenüber. „Herr Baron, Sie wissen, daß ich in Rodenstein war?"

„Ich weiß alles?" antwortete Sphor mit Betonung.

Der alte Mann zwang sich zu einem Lächeln.

„Dann wissen Sie sicher mehr als ich, Herr Baron!"

„Sie, Silberstein", unterbrach Sphor den Geschäftsmann, „lassen Sie dieses Versteckenspiel! Schauen Sie, ich könnte doch jetzt einfach sagen: Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!"

Silberstein war bei diesen Worten des Kommissars zusammengezuckt.

„Ich wüßte nicht, Herr Baron, was Sie berechtigen würde, mich zu verhaften."

„Wenn ich Ihnen schon sage, daß mir die Baronin alles gesagt hat!"

Die Augen Silbersteins ruhten prüfend auf den Zügen Sphors. Er schüttelte den Kopf und fragte: „Möchten Sie mir nicht sagen, was Ihnen die Frau Baronin gestanden hat?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, alles!"

„So wahr mir Gott helfe, Herr Baron, ich verstehe Sie nicht"

„Das heißt, Sie wollen mich nicht verstehen! Passen Sie einmal auf: Daß Hans Zöllner in Genf verhaftet worden ist und dort ein Geständnis abgelegt hat, wissen Sie ja bereits, denn sonst wären Sie nicht so plötzlich in Rodenstein erschienen."

Der Alte wollte Sphor unterbrechen, doch dieser ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Hans Zöllner hat gestanden", fuhr Sphor fort. „daß er bei Ihnen Zuflucht gesucht, von Ihnen versteckt und über die Grenze geschmuggelt worden ist."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich habe doch nicht gewußt, daß der Zöllner als Dieb verfolgt wird. Er kam als Gast in mein Haus. Er ersuchte mich um einen Wagen zur Bahn. Er bezahlte alles. Ich hatte also keinen Anlaß, ungefällig zu sein!"

„Gar so einfach ist die Sache nicht", antwortete Sphor. „Hans Zöllner hat weiter gestanden, daß er Ihnen einen Schmuck und zwar die schwarzen Perlen, um einige tausend Kronen verkauft hat. Und zwar unter der Bedingung verkauft hat, daß Sie ihm zur Flucht verhelfen!"

„Da lügt er!" fuhr Silberstein auf.

„Nein, er lügt nicht. Aber darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Sie haben ja an dem Tage, an dem Sie mit der Baronin Landsegg im Hotel Nordpol zusammenkamen, zuvor einen Perlenschmuck beim Juwelier Trost untersuchen lassen. Es waren dies jene schwarzen Perlen, die Ihnen Hans Zöllner zum Verkauf anbot."

„Nein, nein Herr Baron, da irren Sie!"

„Ich irre nicht. Als Sie kurz darauf mit der Baronin Landsegg im Hotel zusammenkamen, wurde ein Schmuck von uns konfisziert."

„Ja, das ist richtig. Aber es wurde der Schmuck konfisziert, den die Frau Baronin mitgebracht hat."

„Darüber wollen wir später sprechen. Vorläufig mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich eine genaue Beschreibung auf telegraphischem Wege nach Genf abgegeben habe und daß Zöllner diesen jetzt bei der Polizei deponierten Schmuck als jenen erkannt hat, den er Ihnen zum Verkaufe angeboten!"

„Wie sollte denn das möglich sein?"

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen", antwortete Sphor. „Zöllner hatte eine von den Perlen abgetrennt. Und diese eine Perle fehlt auf dem Schmuck. Ueberdies hat Zöllner, bevor er zu Ihnen kam, den Schmuck bereits bei zwei andern Juwelieren schätzen lassen und uns deren Namen angegeben. Auch diese Geschäftsleute haben die falschen Perlen sofort wiedererkannt. Also Sie sehen, es hat keinen Sinn, zu leugnen."

Silberstein kniff die Augen zusammen. Er erkannte, daß die Situation für ihn sehr bedrohlich zu werden begann. Er mußte jetzt einen Ausweg finden.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte Sphor.

„Was ich dazu sag', Herr Baron? Ich frag' Sie: Was schließen Sie daraus?"

„Daraus schließe ich, daß Hans Zöllner, als er zu Ihnen ins Zimmer trat, genau wußte, daß der von ihm aus dem alten Turm entwendete Schmuck die Imitation des echten war! Als Zöllner in Genf festgenommen wurde, glaubte er auch im ersten Augenblick, Sie hätten ihn verhaften lassen. Er meinte, Sie wären darauf gekommen, daß er Ihnen gefärbtes Glas um Tausende von Kronen verkauft hatte. Und nun frage ich Sie: Warum haben Sie gefärbtes Glas mit schwerem Gold bezahlt? Warum haben Sie dem Mann, der Sie betrogen hat, zur Flucht in die Schweiz verholfen? Antworten Sie auf meine Frage!"

„Verzeihen Sie, Herr Baron," antwortete Silberstein jetzt, „ich weiß nicht, was Sie von mir wollen! Sie waren doch selbst im Zimmer, als die Frau Baronin zugab, daß die Perlen, die auf dem Tisch lagen, von ihr gebracht wurden."

Sphor lächelte.

„Die Perlen, die auf dem Tisch lagen, waren nicht die, welche die Baronin gebracht hat! Denn die Baronin hat Ihnen die echten schwarzen Perlen gebracht!"

Silberstein erblaßte.

„Es nützt Ihnen nichts, Silberstein, die Baronin hat es mir selbst gestanden! Sie hat von Rodenstein die echten schwarzen Perlen mitgenommen und hat sie Ihnen zum Verkauf angeboten. Warum — wissen Sie ja: Die arme Frau wollte einen Ihrer Schuldner aus Ihren Krallen befreien."

„Die Frau Baronin hat selbst — zugegeben — daß sie den echten Schmuck gebracht hat?" fragte Silberstein unsicher.

„Ja. Und sie hat mir auch gesagt, daß sie heute herkommt. Sonst wäre ich ja nicht hier!"

Sphor sah, daß sein Manöver ihn zum Siege geführt hatte. Silberstein hatte die prüfenden Blicke zu Boden gesenkt. Seine Stirn zeigte tiefe Furchen, seine Hände zitterten. Er glaubte dem Polizeikommissar. Und er begriff, daß nach dem angeblichen Geständnisse Marys für ihn kaum mehr ein Weg der Rettung offenstand.

Einige Minuten herrschte Stille im Zimmer. Plötzlich verzerrte ein häßliches Lächeln den Mund des alten Mannes. Er hob seine stechenden grauen Augen und fragte Sphor:

„Herr Baron, ich sehe, daß Sie sich über mich sehr genau informiert haben wegen dieser Sache. Aber ich setze voraus, daß Ihr Pflichtbewußtsein und Amtsgewissen nicht auf halbem Wege stehenblieb! Können Sie mir sagen, woher die Frau Baronin die echten schwarzen Perlen genommen hat?!"

„Gewiß, Silberstein, das könnt' ich Ihnen schon sagen! Aber das geht ja Sie nichts an!" antwortete Sphor.

„Oho, das geht mich schon an, Herr Baron! Es geht um meine Haut. Wenn die Baronin behauptet, sie habe die echten schwarzen Perlen mitgebracht, dann müßte sie das beweisen. Sie müßte erklären, wie es möglich war, daß die ganze Polizei hinter einem Schmuck herjagte, während er sich im Besitze derjenigen befand, der er angeblich gestohlen worden war!"

„Na, ich sehe, Silberstein, Sie kennen sich in der Sache aus! Aus Ihnen hätte ein Polizeikommissar werden sollen! Jetzt hören Sie mich an: Nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, werden Sie einsehen, daß ich mit voller Berechtigung gegen Sie vorgehen könnte. Sie haben sich der Hehlerei schuldig gemacht, Sie haben einem Verbrecher zur Flucht verholfen! Und Sie haben sich als Zauberkünstler versucht, indem Sie echte schwarze Perlen in die Tasche steckten und auf eins — zwei — drei — falsche Perlen auf den Tisch niederlegten. Sie sind gescheit genug, um zu wissen, daß es für Sie diesmal kein Entkommen mehr gibt!"

„Aber auch für die Baronin nicht!" knurrte Silberstein verbissen. „Komm' ich ins Kriminal, so kommt sie mit mir! Dafür werde ich schon sorgen!"

„Oder sagen wir: Geht die Baronin frei aus, so haben auch Sie die Aussicht, frei auszugehen!"

Silbersteins Augen weiteten sich und blickten Sphor fragend an.

Dieser nickte bloß.

„Ja, ja, es ist, wie ich sage. Vielleicht liegt der ganzen Angelegenheit ein Irrtum zugrunde? Ein Irrtum, der sich aufklären läßt? Dann könnte die Möglichkeit eintreten, daß Sie unbehelligt bleiben!"

Das Gesicht des Alten erhellte sich. Er begriff. Man wollte die Baronin schonen und bot ihm für sein Schweigen die Freiheit an.

„Also, Herr Baron, wenn ich Sie recht verstehe, so gibt es eine Möglichkeit . . .

„Gewiß gibt es die!" antwortete Sphor.

„Und welche?"

„Die schwarzen Perlen — ich meine natürlich die echten — müßten zur Stelle geschafft werden!"

Silberstein sah Baron Sphor lauernd an.

„Hm," machte er, „das wäre nicht ganz unmöglich!"

„Das wäre sehr leicht möglich! Sie müssen sie nur hergeben!"

„Ich könnte sagen, Herr Baron: Ich hab' sie nicht mehr! Sie werden einsehen, ich bin ein Geschäftsmann, ich habe Barauslagen und ein Risiko gehabt!"

„Die Barauslagen sollen Ihnen ersetzt werden. Sie sollen nicht einen Kreuzer verlieren. Die paar tausend Kronen, die Sie Hans Zöllner gegeben, werden Ihnen zurückerstattet werden," antwortete Sphor.

Silberstein machte ein saures Gesicht.

„Herr Baron, da entgeht mir ja ein glänzendes Geschäft!"

„Machen Sie mich nicht bös, Silberstein! Sie machen ein glänzendes Geschäft, nicht daß es Ihnen entginge! Sie verlieren nicht einen Kreuzer und gehen frei aus. Was wollen Sie denn mehr?"

„Auch die Frau Baronin hat früher gemeint —"

„Ah, hat die Frau Baronin mit Ihnen darüber gesprochen? Und welchen Kaufpreis haben Sie ihr genannt?"

„Einen spottbilligen, Herr Baron — 100,000 Kronen."

„Das nenn' ich eine Unverschämtheit!"

„Ich bitt' Sie, Herr Baron, der Schmuck ist ja das Fünffache unter Brüdern wert.

„Sie, Silberstein," brauste Sphor auf, „handeln Sie nicht mit mir! Sie hätten nicht einmal das Recht, mit der Baronin in solchem Ton zu sprechen, geschweige denn mit mir. Sie vergessen, daß die Situation zwischen uns eine andere ist. Die Baronin hatten Sie in der Hand, bei uns steht's umgekehrt! Wenn ich Ihnen für einen gestohlenen, verstehen Sie: gestohlenen Schmuck Straffreiheit und Ersatz sämtlicher Kosten anbiete, so ist das mehr, als Sie verlangen können; oder ist es Ihnen lieber, eingesperrt zu werden?!"

„Nein, nein, Herr Baron. Obwohl die paar Monate, die ich bekommen könnte, reichlich durch den Verdienst aufgewogen werden würden, den ich durch den Verkauf der Perlen . . ."

„. . . . erzielen könnte!" fiel Baron Sphor dem Händler ins Wort. „Aber da vergessen Sie, was Sie mir soeben anvertraut haben! Dieses Geschäft zu vereiteln, würde der Polizei schon gelingen. Dann hätten Sie das Geschäft nicht nur nicht gemacht, Ihre Auslagen würden nicht nur nicht ersetzt, sondern Sie würden überdies noch eingesperrt!"

Die entschlossene Art Sphors hatte den alten Silberstein eingeschüchtert. Zum erstenmal in seinem Leben sah der geriebene Geschäftsmann, daß der Boden unter ihm schwankte. Er begriff, daß er, so schwer es ihm auch ankam, in den sauren Apfel, der ihm gereicht wurde, beißen mußte. Er furchte die Stirn und starrte vor sich hin. Es gab keinen Ausweg für ihn. Das sah er jetzt ein.

„Gut, Herr Baron!" sagte er endlich. „Die Frau Baronin zahlt mir meine Auslagen und Sie sichern mir Straflosigkeit zu. Dafür übergebe ich Ihnen jetzt die schwarzen Perlen.

— — — — — — — — — —

Als Sphor in Begleitung Silbersteins in das Zimmer trat, in welchem die Baronin lag, lächelte sie mit blassen Lippen den Freund an.

„Nun, wie fühlen Sie sich, Baronin?"

„Danke, viel wohler."

„Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir jetzt nach Hause."

„Nein, lieber Baron, ich muß noch mit Herrn Silberstein etwas besprechen."

„Nicht nötig, Baronin, das habe ich schon besorgt," antwortete Sphor mit einer höflichen Verbeugung.

## XXII.

Da der Wagen Marys noch vor dem Haustor stand, wurde er gleich zur Rückfahrt benützt. Sphor stieg mit der Baronin ein. Ein Seufzer der Erleichterung brach über die Lippen Marys, als der Wagen aus der Kleinen Dammgasse in die breite Hauptstraße einbog.

Mary saß mit halbgeschlossenen Augen da. Ihre Wangen waren noch immer blaß, aber die frische Luft, die ihr die rasche Fahrt zubrachte, kräftigte sie sichtlich. Nun fuhr der Wagen über die Ferdinandsbrücke und bog rechts den Kai hinab.

„Wohin fahren wir?" fragte Mary verwundert. „Ich denke, Sie wollen mich zur Südbahn bringen?"

„Baronin," antwortete Sphor, „Sie täten mir einen großen Gefallen, wenn Sie vorher einen Tee bei uns nähmen."

Zehn Minuten später hielt der Fiaker in der Universitätsstraße, wo Baron Sphor wohnte.

Maria empfing Mary mit großer Herzlichkeit. Sphor trat zum Schreibtisch, nahm das Kursbuch und blätterte darin.

Der letzte Zug fährt um elf Uhr vierzig Minuten, Baronin! Jetzt ist es halb zehn. Sie können sich also hier ruhig eine volle Stunde aufhalten. Und du, Maria," wandte er sich an seine Frau, „wirst nicht bös sein, wenn ich dir die Baronin auf kurze Zeit entführe."

Damit öffnete Sphor die Tür zu seinem Arbeitszimmer und ließ Mary eintreten.

„Vor allem, Baronin", begann Sphor, nachdem Mary Platz genommen hatte, „muß ich Ihnen etwas übergeben."

Sphor griff in die Tasche und überreichte Mary mit einer Verbeugung die schwarzen Perlen.

Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr den Lippen Marys, als sie den Schmuck erblickte.

Dann überzog tiefe Blässe ihr Antlitz. Wenn Sphor in den Besitz des Schmuckes gelangt war, dann mußte er auch den ganzen Zusammenhang kennen. Dann stand in diesem Augenblick nicht mehr der Freund, sondern der Polizeikommissar vor ihr. . .

Ihre Lippen zitterten, als sie fragte:

„Woher — haben Sie die schwarzen Perlen?"

„Silberstein hat sie mir gegeben. Ich habe ihm Straffsicherheit versprochen, wenn er den Schmuck ausliefert und — schweigt."

Mary hob den Blick und reichte dem Freunde stumm die Hand.

„So, Baronin, jetzt wissen Sie, wie die Sache steht! Es wird geschwiegen werden, und Sie haben die schwarzen Perlen wieder! Sehen Sie in mir auch jetzt nicht den Beamten, der Sie verhören will. Aber als Freund frage ich Sie: Wie kam die ganze Sache?"

Mary preßte die Hand gegen die Stirn, seufzte tief auf und blickte zu Boden. Endlich hob sie den Kopf und sah dem Freund fest in die Augen.

„Gut, ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Es bleibt doch alles unter uns?"

„Gewiß, Baronin!"

„Sie wissen", begann Mary, „daß es mein Lebensziel ist, mit Leo vereint zu werden. Da stellte sich uns plötzlich ein Hindernis in den Weg: Leo hatte Schulden! Mein Vater hätte nach den Erfahrungen, die er aus meiner ersten Ehe gezogen, nie die Einwilligung gegeben, daß ich einen verschuldeten Offizier heirate. Es mußte also vor allem ein Mittel gefunden werden, um Leo zu rangieren. So kam ich auf die schwarzen Perlen. Der Kottingbrunner Rennball diente mir zum Vorwand. Ich bewog den Vater, den Schmuck aus der Bank holen zu lassen. Auf seinen Einwand, ich besäße ja die Imitation, antwortete ich, sie sei verlegt worden, ich fände sie nicht. Ich sprach die Unwahrheit, die Imitation lag in meinem Schreibtisch. Ich kalkulierte folgendermaßen: Wenn mir der Familienschmuck gebracht wird, trage ich ihn auf dem Rennball und schicke dann in der Kassette die Imitation zur Bank zurück. Auf den echten Schmuck wollte ich ein Darlehen nehmen, um mit dem Gelde die Schulden Leos zu bezahlen."

„Ich verstehe!" nickte Sphor.

„Ich sperrte, wie Sie wissen, vor den Augen der Herren den Schmuck in das geheime Fach. Am selben Abend hatte ich eine Zusammenkunft mit Leo im Park. Bevor ich dahin ging —"

„Nun?" fragte Sphor, da die Baronin stockte.

Wieder atmete Mary tief auf. Nach einer kurzen Pause setzte sie dann leise fort:

„Bevor ich in den Park ging, da — da nahm — ich selbst — den echten Schmuck aus der Lade und legte an dessen Stelle die falschen Perlen hinein."

Sphor nickte wie in Bestätigung einer Nachricht, die er zu hören erwartet hatte.

„Ich stellte mir die Sache ganz einfach, ganz harmlos vor", fuhr Mary fort. „Da kam die unselige Tat meines Vetters. Er stieg ins Zimmer ein und nahm die falschen Perlen, in der Meinung, die echten in der Hand zu haben. Und nun trat die Versuchung an mich heran. Leo durfte ja nicht wissen, daß ich mich für ihn verwende. Fehlten die echten Perlen, so konnte niemand auf den Gedanken kommen, daß ich sie mir angeeignet, um mir durch sie Geld zu verschaffen. Auch Leo konnte nie auf den Gedanken kommen. Und so schwieg ich. Darin besteht mein Verbrechen! Ich verschwieg, daß ich die Perlen vertauscht, und ließ die Polizei bei dem Glauben, daß mir die echten gestohlen worden seien."

„Wissen Sie, wie es Ihrem Vetter gelang, das geheime Fach zu öffnen?"

„Nein. Aber ich vermute, daß ich in der Aufregung vergessen habe, die Lade zu schließen. Stellen Sie sich nur vor: Es war finster im Zimmer und ich zitterte davor, entdeckt zu werden. Mein Vetter fand also vermutlich die Lade offen."

„Aber Ihr Vater fand sie versperrt."

„Das wundert mich nicht. Mein Vater kannte die Manipulation des Schlosses nicht genug. Man öffnet es nicht durch die Umdrehung des Schlüssels nach rechts, sondern umgekehrt. Als mein Vater aufsperren wollte, sperrte er zu. So kam's! Das übrige wissen Sie ja."

„Ja, das übrige ist klar", sagte Sphor. „Silberstein hatte am Abend vorher die Imitation von Hans Zöllner erhalten, und als Sie ihm den echten Schmuck brachten, vertauschte er die beiden Kolliers und legte den falschen Schmuck auf den Tisch, während der echte in seiner Tasche verschwand. Mit den echten Perlen ging er dann unbehelligt nach Hause und zahlte Zöllner für das gefärbte Glas einige tausend Kronen, da er nicht mehr in der Lage war, ihm seinen Schmuck, der ja von uns konfisziert war, zurückzugeben."

Mary stand auf und faltete bittend die Hände.

„Sprechen Sie kein Wort, Baronin! Was Sie mir jetzt gebeichtet haben, bleibt in mir verwahrt wie in einem Grab!"

Ein stummer Händedruck dankte dem Freund. Und als ob eine schwere Last von ihr genommen worden wäre, kehrte Mary frei und leicht zu Maria zurück. . .

— — — — — — — — — —

Am Tage darauf traf frohe Botschaft ein. Es war ein Brief von Oberleutnant Baron Walden. Er schrieb kurz: „Geliebtes Weib! Mein Onkel ist tot. Das Majorat geht auf meinen Vater über. Zieh' selbst alle weiteren Schlußfolgerungen. Ich bin reich — reich! Und unmittelbar nach dem Leichenbegängnis eile ich zu Dir, um Dich in meine Arme zu schließen, um Hand in Hand mit Dir vor Deinen Vater zu treten. In unwandelbarer Liebe Dein Leo."

## XXII.

Einige Monate waren vergangen. Baron Rodenstein war vom Kottingbrunner Schloß wieder nach Wien übergesiedelt. Im Palais in der Strohgasse herrschte reges Leben. Lieferanten kamen und gingen. Es war der Vorabend von Marys Hochzeitstag.

In dem zierlichen Boudoir saß die Baronin mit einer kleinen Gesellschaft. Hella und ihr Bräutigam Doktor Stephan Wurmser, Baron Sphor, Oberleutnant Walden und Doktor Hoffmann.

Marys Augen leuchteten. Ihre Wangen färbte freudiges Rot. Die letzten Monate hatten sie förmlich verjüngt. Sie sah strahlend aus, schöner denn je.

„Also morgen um zehn Uhr, nicht wahr?" fragte Hella.

„Ja, morgen!" antwortete Mary heiter, und ein zärtlicher Blick ihrer dunklen Augen traf Leo Walden.

Der Diener brachte einen Brief und eine Depesche.

Mary erbrach das Schreiben, und ein Schatten flog über ihr Antlitz. Dann aber zuckte ein Lächeln schelmisch über ihren Mund. „Der Brief wird Sie interessieren, lieber Sphor", sagte Mary und reichte ihm das Schreiben.

Baron Sphor las folgende Zeilen: „Gnädigste Frau Baronin! Ich lese soeben im Abendblatt, daß morgen in der Augustinerkirche Ihre Hochzeit stattfinden wird. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen ergebenen Glückwunsch schon jetzt ausspreche.

Mit respektvollen Händeküssen

M. Silberstein."

Während Baron Sphor den Brief las, hatte Mary die Depesche erbrochen. Sie kam aus Bremen.

„Herzliche Glückwünsche zur bevorstehenden Vermählung und nochmals vielen Dank von Ihrem stets ergebenen Hans Zöllner."

Hella seufzte auf und sagte: „Hoffentlich wird er ein andrer Mensch drüben!"

„Er kann unserm Herrgott danken, daß er hier noch mit einem blauen Auge davongekommen ist!" bemerkte Doktor Wurmser.

„Haben Sie keine Nachricht von Ihrem Vetter?" fragte Sphor, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte.

Ohne ein Wort zu sagen, übergab Mary die Depesche der Freundin. „Der letzte Brief war aus Zürich datiert", antwortete sie Sphor. „Er schrieb damals, daß er im Begriff sei, nach Afrika jagen zu gehen."

„Es blieb ihm wohl nichts andres übrig!" meinte Doktor Wurmser. „Er kann von Glück sprechen! Wenn man mir gleich gefolgt hätte, wäre er nicht so leichten Kaufes davongekommen!"

„Ja, sehen Sie, lieber Doktor", antwortete Sphor mit feinem Lächeln, „das ist nun einmal das Schicksal des Kriminalisten: Man glaubt ihm nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht! Aber trösten Sie sich. Sie haben ja doch den Erfolg für sich! Ihre Annahme erwies sich als die richtige! Ohne Sie wäre der Baronin nicht die Möglichkeit gegeben worden, morgen bei der Trauung die schwarzen Perlen zu tragen!"

### Die heilige Zahl der Türken.

Bei den Türken spielt die Zahl Zehn eine hervorragende Rolle, ja, sie ist dort zu heiligen Zahl erhoben. So wie der Türke 10 Finger und 10 Zehen hat, so nimmt er auch 10 Sinne an, 5 innere und 5 äußere. Der Koran besteht aus 10 Teilen, wie Gott Mosis 10 Gebote gegeben hat; dazu kommt noch, daß der Koran 10 verschiedene Lesarten hat. Mohammed berief zu sich 10 Jünger und ordnete sein Heer in 10 Unterabteilungen. Die sichtbare wie unsichtbare Welt schied er in 10 astronomische Himmel, über welchen 10 Vernunftgenien oder Geister thronten. Dem großen Sultan Suleiman, dem Prächtigen, gaben die Türken alle möglichen Eigenschaften in der Zehnzahl. So war er im ersten Jahr des 10. Jahrh. geboren und ergriff als der 10. Sultan der Osmanen die Herrschaft.

### Geschäft geht vor Vergnügen.

„Wie viele Kinder haben Sie, Herr Green?" fragte der Fremde den Farmer.

„Lassen Sie mal sehen. . . da ist Bob und Jack und Alice und. . . wieviel Kinder haben wir eigentlich, Mutter?"

„Sieben — fünf Jungen und zwei Mädchen."

„Sie Beneidenswerter", bemerkte der Fremde. Sie haben eine schöne Familie und eine schöne Farm. Sie halten gewiß eine Menge Vieh und Geflügel?"

„Das sollt' ich meinen. Ich habe jetzt 173 Stück Rindvieh, acht Pferde, 781 Schafe, 27 Schweine, 315 Gänse, 18 Turkeys und 259 Hühner."

— Unverbesserlich. Chef: „Sie müssen das Kneipenleben aufgeben, Herr Biermann! Nehmen Sie sich eine nette Frau und suchen Sie das Glück im Familienkreise!"

Alter Junggeselle: „Ich würde es schwerlich finden, Herr Meier! Sie wissen ja, ich bin sehr kurzsichtig!"

— Unterhaltung. Junge Frau A.: Aber, Emmi, immer so allein am Abend zu Hause, das muß euch doch schrecklich langweilig werden.